

18. Aus unserer Arbeit

In memoriam Msgr. Kuno Joerger und Reinhold Schneider

Der Generalsekretär des Deutschen Caritasverbandes, Msgr. Kuno Joerger, der seit 1916 die Sorgen und Aufgaben der deutschen Caritaszentrale an verantwortlicher Stelle mitgetragen hat, verstarb unerwartet nach kurzer Krankheit¹. Wir beklagen damit zugleich den Verlust unseres Mitherausgebers, dem die Arbeit für den Rundbrief zur Förderung der Freundschaft wesentlich mitzuverdanken ist; war er doch schon immer da. Seine unermüdete Initiative, sein für ihn so selbstverständliches Eintreten für alle Bedrängten, gleich, ob auch in der Stunde der Gefahr, fand Wege, um auch diese in den Verfolgungsjahren für das große Werk der Caritaszentrale nicht unbedenkliche Hilfsarbeit mit einzubeziehen und ihr den Rahmen zur Entwicklung in einem Umfang zu bieten, der der weitverzweigten Caritasorganisation eigen ist. Herr Direktor Joerger wußte in seiner umsichtigen, weitschauenden und nimmermüden Sorge sogleich zu Kriegsbeginn dieses Anliegen in die „Kirchliche Kriegshilfsstelle“ einzuordnen, die so das Schild bot, damit diese Hilfsarbeit möglichst unauffällig für die immer stärker in Bedrängnis Geratenen zu organisieren versucht werden konnte. Unerschütterlich mit der ihm eigenen Beharrlichkeit, stand Msgr. Joerger — obgleich von Natur aus vorsichtig — fest dazu, auch wenn mancher diese sich immer weiter ausdehnende und intensivierende Hilfsarbeit für das Caritaswerk allzu gefährlich halten mochte. Auch wußte er trotz wachsenden Schwierigkeiten in der NS-Zeit und in den Kriegsjahren immer neue Wege und Rat, um Verbindungen zu hilfsbereiten Persönlichkeiten und den Caritasleuten im Ausland zu halten. Nach dem Kriege fand er für die sich aus dieser Hilfsarbeit in den Verfolgungsjahren ergebenden Aufgaben neben den an der Zentrale bestehenden zahlreichen Fachreferaten den Platz, in dem er sie als Abteilung „Verfolgtenfürsorge“ einzugliedern half, und förderte ebenfalls die dann aus all diesen Bestrebungen erwachsenden Aufgaben für den Rundbrief. Dies noch dazu, in eben dem zwar dafür geeigneten Augenblick anlässlich des ersten Nachkriegs-Katholikentages am 1. 9. 1948, der aber für neue Aufgaben durch die Spitzenverbände der freien deutschen Wohlfahrtspflege infolge der Geldabwertung, somit auch für den Caritasverband, nicht gerade geeignet war. Bezeichnenderweise für alle Kleinarbeit und Sorge bis ins einzelne wußte Herr Direktor Joerger trotz der Geldabwertung auch hier wieder Rat, so daß es gelang, Mainz erreichen zu können. So war es möglich, das Anliegen des Rundbriefs seit jenem Mainzer Katholikentag 1948 aufzugreifen. Es war auch entscheidend, daß seit damals die Wiedergutmachung nun ihren Platz fand und kontinuierlich sowohl von der Verfolgtenfürsorge wie im Rundbrief laufend in die Bestrebungen einbezogen wurde. Bereitwillig stellte sich Herr Direktor Joerger als Mitherausgeber des Rundbriefs zur Verfügung, trotz der zahlreichen großen Aufgaben und der damit verbundenen Arbeitsüberlastung. Er war Vorstandsmitglied der Internationalen Caritas (mit Sitz in Rom), an deren Zustandekommen er einen Hauptanteil trägt; Vizepräsident der Katholischen Union für das Studium internationaler Fragen, Mitglied des Internationalen Komitees für Sozialarbeit und Wohlfahrtspflege und des Internationalen Komitees für Familienerziehung, seine Sorge galt auch dem Arbeitskreis des Außenamtes beim Zentralkomitee der Deutschen Katholiken. Er hat die Beratungen noch erlebt, die der für die Fastenzeit vorgesehenen Aktion für die hungernden Völker galt. Als

Hausvater der Freiburger Caritaszentrale, im Werthmannhaus, bot er in seiner bescheidenen Dienstwohnung den zahlreichen deutschen und ausländischen Besuchern gastliche Herberge und hatte für alle seine vielen Mitarbeiter eine immer offene Tür, freundschaftlichen Rat und stete Bereitschaft zu helfen und zu vermitteln. Seine Sorge reichte damals bis in das KZ. Soweit dies gelang, empfing ich regelmäßig von ihm ein großes Paket, das mit dem ihm eigenen Einfühlen bis ins kleinste geplant war mit damals raren Dingen, die jeweils gerade noch immer im letzten Augenblick eintrafen, um das am dünnsten Fädchen hängende Leben eben noch wieder zu erhalten.

Der „Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland“ (XIII/34) vom 21. 11. 1958, entnehmen wir den folgenden bezeichnenden Nachruf:

„Verlust eines Freundes

Am 4. November verstarb der Generalsekretär des Deutschen Caritasverbandes, Monsignore Kuno Joerger, im Alter von 65 Jahren. Der Verstorbene hat zeit seines Lebens auf der Seite der Hilflosen und Bedrängten gestanden. Die tiefe Gläubigkeit seines Herzens machte seinen selbstlosen Einsatz während des Nationalsozialismus für ihn zur selbstverständlichen Forderung. Der Arbeit der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland war Monsignore Joerger stets aufrichtig verbunden². Bei der Einweihung des Henrietta-Szold-Heims in Wembach³ hatte er mit der ihm eigenen Schlichtheit gesprochen, die für seine Haltung interkonfessioneller Toleranz so charakteristisch war. Monsignore Joerger ist in Freiburg gestorben, aber seine Energie und Fähigkeit, die Hingabe an sein Lebenswerk und die Liebe zum Menschen werden noch lange über seinen unmittelbaren Wirkungskreis hinaus in Erinnerung bleiben. Auch die jüdische Gemeinschaft in Deutschland hat in Monsignore Joerger einen guten und aufrichtigen Freund verloren.⁴

Seine reiche Erfahrung, sein sicheres und weitschauendes Urteil, seine Anregungen zu neuer Initiative und nicht zuletzt seine persönliche Nähe und Wärme hinterlassen auch in unserem Kreis eine tiefe Lücke.

In Dankbarkeit für ihn senden wir dieses Heft hinaus, das noch mit ihm geplant wurde. R. I. P.

Reinhold Schneider

verstarb am Ostersonntag, dem 6. April 1958, in Freiburg i. Br., noch nicht 55 Jahre alt. Um ihn auf einzigartige Weise zu ehren, wurde die Leiche des katholischen Dichters am Vorabend der Beisetzung in seiner Heimatstadt Baden-Baden — ungewöhnlicherweise — im Freiburger Münster aufgebahrt und von dem damaligen Kapitelsvikar, Weihbischof Dr. Hermann Schaufele (dem jetzigen Erzbischof) eingesegnet. Der Weihbischof begann die Traueransprache mit dem Wort, daß der „Zeuge in der Nacht“ nicht mehr sei; er, der Zeuge des christlichen Gewissens gewesen ist.

Es ist hier nicht der Ort, um auf sein Leben und sein Werk näher eingehen zu können. Einige Stellen aus seinen Schriften und persönliche Erinnerungen, die sich auf unser Anliegen beziehen, zugleich als Ausdruck des Dankes für all das, was Reinhold Schneider uns in und seit der Verfolgungszeit war und bleibt, mögen darauf hinweisen, wie eng er mit den uns bewegenden Fragen verbunden war.

¹ Kuno Joerger wurde am 18. 5. 1893 in Heidelberg geboren. 1915 zum Priester geweiht, nach kurzer Vikarszeit wurde er bereits am 1. 5. 1916 auf Wunsch von Lorenz Werthmann, dem Gründer des Deutschen Caritasverbandes, an die Zentrale des Caritasverbandes nach Freiburg berufen, und 1921 vom Zentralrat zum Generalsekretär gewählt. Über 42 Jahre stand er im Dienste der Caritas und hat wie kein anderer die Entwicklung der deutschen und internationalen Caritasarbeit der letzten vier Jahrzehnte miterlebt, gekannt und gefördert.

² Er war maßgeblich mittätig in der Liga der Freien deutschen Wohlfahrtspflege. — Ihm ist es wesentlich mitzuverdanken, daß zwischen Caritasverband und den anderen katholischen Organisationen, wie auch zwischen Caritasverband und den nichtkatholischen Spitzenverbänden der Freien Wohlfahrtspflege eine gute Zusammenarbeit erreicht und gepflegt wurde.

³ Dem ersten jüdischen Kinderferienheim in der Bundesrepublik am 1. Juli 1956.

Bald, nachdem er sich 1938 in Freiburg niedergelassen hatte, erhielt ich — in der damals üblichen Weise — handgeschrieben eines seiner Sonette „Allein den Betern kann es noch gelingen...“¹, mit der Anregung, ihn in unseren kleinen Kreis einzuladen, in dem wir uns damals, evangelische und katholische Christen, gelegentlich zusammenfanden — unter ihnen auch einige, die später noch emigrieren konnten. Seit jener Zeit blieb die Verbindung bestehen. Seine Sonette wanderten, wie es, anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels, 1956, „Aus der Werkstatt Jakob Hegner“ heißt, „auf dem phantastischen Wege handgeschriebener Zettel von Ort zu Ort...“ Es war die „Zeit des verborgenen Wortes“, das helfend, deutend, bewahrend, zu Trost und Halt und Stütze wurde, zu „echtem Lebensbrot“. Solche Worte mit dem Hinweis auf das Ewige und mit der Verheißung der Sühne fluchbeladener Schuld erweckten jene Kraft, die nicht nur das „geheime Deutschland“ zum Ausharren und zum Widerstand zu bestärken vermochte, sondern auch heute noch — und wohl auch in Zukunft — ihre tiefe Wirkung ausübt und trotz zeitbedingtem Anstoß im rein Menschlichen zeitlose gültige Aussage bleiben wird...“²

Was Reinhold Schneider denen gab, die ausgestoßen und preisgegeben waren, sagt seine Ernennungsurkunde zum Ehrendoktor der Universität Münster. Darin heißt es: „Die Fakultät verleiht diese Ehrenwürde für ein bereits reiches Lebenswerk, das dem wagemutigen Kampf für die heiligen Ordnungen geweiht ist. In einer Zeit der vom Recht losgerissenen Macht hat Reinhold Schneider, wach für die Not des Tages und bereit zum mutigen Wort der Stunde, kühn, gestritten für den Rechtsstaat und den von Gott verliehenen Adel der Menschenwürde.“

So wurde er, wie es in der Freiburger Begründung für ebendieselbe Würde der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg heißt: zum „Helfer Ungezählter inmitten der Barbarei...“ Was dies bedeutete, erfuhr ich, als ich aus seinen Sonetten, wenn immer es möglich war, ein Stücklein Papier zu finden, im Gestapo-Gefängnis und KZ mancher eines aufschrieb, oft genug noch, ehe diese in den Tod oder die Vernichtung ging:

Unvergesslich bleibt der erste Besuch bei Reinhold Schneider nach meiner Rückkehr aus dem KZ, im August 1945. Seine Anteilnahme an den Erlebnissen war so groß, daß er alles wissen wollte. Es war das wertvollste Gespräch für mich über diese Zeit, und in unvergleichlicher Weise wußte er zuzuhören. Dabei verstand er, was bei all dem Schrecklichen an Gnade damit verknüpft war.

Aus persönlichen Briefen mögen die folgenden Stellen wiedergegeben sein:

Vom 16. Juli 1946 schreibt Reinhold Schneider mir in meinen derzeitigen Schweizer Aufenthalt: „... Darin haben Sie gewiß recht, daß es von unschätzbarem Werte wäre, wenn wir, und namentlich unsere Jugend, sehen könnten, welches Bild wir in den geistigen Spiegel der Welt werfen. Daran hat es uns ja immer gefehlt; daß wir nicht wußten, was wir in der Welt und für die Welt sind, und was die Welt von uns denkt. Und aus dieser, in gewissem Sinne ehernen Wirklichkeit sind wir mehr denn einmal gescheitert. Wie wichtig wäre es zu einem solchen Selbstbekenntnis in der Begegnung mit der Umwelt beitragen zu können, aber vorerst sind wir ja, wie es anders nicht sein kann, auf jede Weise eingeschränkt und angewiesen auf eine jede Schwalbe und einen jeden barmherzigen Lichtstrahl, der sich in unsern Hof verirrt...“

Auch das gehört zu der uns auferlegten Sühne, daß wir unablässig bitten und danken müssen und auch aus redlicher Arbeit keine Rechte mehr herleiten können. Ich ergebe mich hierin wie in allen andern Dingen, denn ich bin der Überzeugung, daß im großen Zusammenhang das Recht verloren ist und erst in der tiefsten Tiefe der Armut und Selbstent-

äußerung der Anfang des Anspruchs erworben werden kann...“

Vom 17. April 1951 — vor meiner ersten Fahrt nach Israel: „Dazu kann ich Ihnen nur herzliche Reisewünsche senden. Meine Phantasie beschäftigt sich in der letzten Zeit viel mit Jerusalem, das heißt dem mittelalterlichen. Ich denke es mir ungemein schwer, mit den Vorstellungen, die uns teuer sind, die Gegenwart zu verbinden. Aber es ist doch eines der fast unausdeutbaren Zeichen der Zeit, daß wir wieder von einem Staat Israel sprechen können. Wie ich glaube, eine sichere Ankündigung des Endes, dessen Stunde wohl verborgen bleibt, das aber doch seinen Heranzug deutlich mitteilt. So stehen Ihnen wohl erschütternde Eindrücke bevor; mögen sie ebenso tröstlich wie erhebend sein...“

Im gleichen Zusammenhang sagte Reinhold Schneider in einem, im Frühjahr 1957, in der Nähe von Rom stattfindenden Gespräch anlässlich der Sinai-Aktion: „Es gibt geschichtliche Ereignisse, deren sich die Menschen nicht bewußt sind. So haben die Amerikaner, als sie den Staat Israel“ — unmittelbar nach der Proklamation, am 14. 5. 1948 — „anerkannten, nicht gewußt, wie eminent heilsgeschichtlich und eschatologisch sie handelten“.

In einem Beitrag „Juda und wir“ schreibt er: „... Das Judentum — dem einzigen Volke, von dem wir wissen, daß es dauern wird bis zum Ende. Volk... als eine unzerreißbare Erfahrungsgemeinschaft von Gezeichneten... Sie sind dem Christen ein unwidersprechliches Zeugnis dafür, daß der Herr da war und Macht hat über alle Geschichte bis zum jüngsten Tage. Denn was ist schwerer zu begreifen als der Fortbestand dieses Volkes unter dem Hasse der Welt, als die geschichtsbewegende Kraft, die von ihm ausgeht, als die Beharrlichkeit seines Geistes, seiner Art, als die unerhörte Folgerichtigkeit der Fügungen, die über ihm zu walten scheinen, als der fast verwirrende Reichtum seiner rezeptiven und hervorbringenden Eigenschaften, seiner Empfänglichkeit und Empfindlichkeit, Verletzlichkeit und Stärke, Leidenschaft und Sicherheit! Es gehört zu den bedeutendsten Enthüllungen, die wir dieser schrecklichen und doch begnadeten Zeit verdanken, daß das jüdische Volk wieder in die Mitte getreten ist, daß, wenn wir so sagen dürfen, Ahasver an uns vorüberging, was doch nichts anderes heißen kann, als daß der Träger aller Menschenschuld uns in uns selbst verklagt. Denn ebensowenig wie wir bestreiten können, Anteil zu haben an der Tat des Judas, am Verrat Petri, können wir leugnen, daß wir wieder und wieder die Botschaft verworfen haben und verwerfen, wie es in Jerusalem geschah... Der Glaube bindet uns an Juda wie an kein anderes Volk; ehren wir in ihm das Volk der Erzväter und Apostel, der Jungfrau und Josephs, ehren wir in ihm den vom Blitz unsäglichen Unheils getroffenen Zeugen, den Feigenbaum, der grünen und Früchte tragen wird am Ende; ehren wir in ihm den Träger des Gerichts unseres Herrn, den von der Wahrheit und ihrer geschichtlichen Macht Gezeichneten, wir müßten dieses Volk lieben lernen, weisen sein Dasein und sein Weg uns doch unmittelbar auf die letzte Wahrheit von der Geschichte hin, auf das Kommen ihres Bedenders und Richters, auf die Erlösung von der Geschichte und ihrem Leid. Dieses Verstehen aus der Wahrheit, diese Einsicht in unsere religiöse Bindung an Juda ist das, was wir leisten können zur Bekämpfung des Hasses...“³

Bezeichnend auch zum Verständnis des Vorangegangenen ist in dem noch kurz vor seinem Tode vollendeten Manuskript des in seiner letzten Lebenszeit zusammengestellten Buches⁴ der folgende Absatz: „... Es ist nun nicht etwa die Zeit gewesen, die den Verfasser zur mutigen Verteidigung des Alten

¹ Aus: Die Sonette von Leben und Zeit, Dem Glauben und Der Geschichte. Jakob Hegener, Köln 1994, S. 86.

² Aus der Werkstatt Jakob Hegner. Heft 1. Köln 1956, S. 9.

³ Der erste Gesandte der USA in Israel, James G. McDonald, berichtet in einem, auch sonst lesenswerten Buch über seine damals in ungewöhnlicher Weise erfolgte Ernennung: My Mission in Israel-1948—51: London 1951, Victor Gollancz. Einen weiteren Einblick bietet die hervorragende Sammlung der wesentlichen Ansprachen des zweiten israelischen Botschafters in Washington: Abba Eban, Voice of Israel. New York 1957. Horizon Press.

⁴ Aus: Juda und wir. Der Christliche Sonntag (10/1), Freiburg, 6. 3. 1949.

⁵ Pfeiler im Strom. Insel-Verlag, Wiesbaden 1958.

Bundes in seiner Beziehung zum Neuen aufrief, sondern seine Auffassung vom Christentum. Von der Herabwürdigung des Alten Bundes war er persönlich getroffen. Seine Darstellung befolgte diese Grundsätze: Verharren in der Bilderwelt des Alten und Neuen Testaments, die ein Mysterium ist und keine ‚Verbegrifflichung‘ duldet; Bruch mit der Methode des nachchristlichen Judentums, für das das Alte Testament in sich geschlossen war — und nach der andern Seite, Bruch mit einer gewissen christlichen Theologie des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, ‚die das Neue Testament rein aus sich selbst zu deuten suchte‘. Somit erfüllt sich für die Darstellung der Alte Bund im Neuen: entgegen einem christlichen Historismus, der Alten und Neuen Bund in das Historisch-Faktische einschließt im Sinne einer einmal formulierten ‚spätjüdischen Apokalyptik‘. Für Przywara hingegen sind Alter und Neuer Bund gegenwärtig in einander steigender Intensität: die Schriften des Alten Bundes, Gesetz, Propheten, Weisheitsbücher, werden auch heute, werden durch die ganze Geschichtszeit hindurch erfüllt und die Erfüllung läßt sich nicht lösen von dem einen Grund, dem Sterbegesang des Moses, der Gott als hinziehendes Feuer offenbarte...⁶

Israel- und Palästina-Reise drei — und vier

Der auf meiner zweiten Israelfahrt 1955/56 entstandene Plan, den zuvor aufgenommenen Kontakt durch eine gemeinsame Fahrt mit einer kleinen Gruppe katholischer Geistlicher zu erweitern und zu vertiefen¹ führte 1957 für mich zu einer dritten Israelfahrt. Dank dem Verständnis und der großzügigen Hilfe der Israel-Mission in Köln, (der Shilumim-Gesellschaft) und größerer Gastfreundschaft, die wir zu viert in Israel fanden, war es uns möglich, im April/Mai 1957 das Land und die Menschen in einzigartiger Weise von Dan bis Beer Schewa und darüber hinaus kennenzulernen. Anlässlich des Osterfestes gelang es, auch die durch den „Eisernen Vorhang“ getrennte jordanische Altstadt von Jerusalem mit den vielfach auf der arabischen Seite gelegenen Heiligen Stätten dort und in Jordanien zu besuchen² — und so auch einen Eindruck vom Orient und einen Gesamteindruck Palästinas zu erhalten. Aus dieser Fahrt ergaben sich nun auch für meine Reisebegleiter viele wertvolle Begegnungen und ständige Fühlungnahme sowie die Möglichkeit, das Erlebte weiter zu vermitteln, wie der folgende Bericht zeigt. Durch diese gemeinsame Fahrt angeregt, hat dann ein deutscher Student mittlerweile einen mehrmonatlichen Studienaufenthalt in Israel verlebt³, der von einigen seiner Eindrücke erzählt, was nach dem obengenannten Bericht wiedergegeben wird (s. u. S. 121).

Fahrt ins. Heilige Land

Bericht über Pilgerfahrt mit eigenen Farbaufnahmen⁴ von Professor E. Eißler

Die *Badische Volkszeitung* (Nr. 277, Karlsruhe, 2. 12. 1958) schreibt: Am ersten Adventsontagabend war der große Saal des Johann-Sebastian-Bach-Gymnasiums vollbesetzt, als Geistlicher Rat Professor Emil Eißler aus Freiburg von seiner Pilgerfahrt ins Heilige Land in einer Versammlung der Pfarrgemeinde St. Jakobus erzählte. Stadtpfarrer Dr. Roth konnte auch zahlreiche Gäste von der evangelischen Kirchengemeinde, an der Spitze Pfarrer Kühn, freudig begrüßen. Ein besonderer Glückwunsch

6 Das. S. 304 f.: Aus: Erich Przywara: *Alter und Neuer Bund*:

1 Vgl. Rundbrief Nr. 33/36, S. 74:

2 Die Grenze zwischen Israel und der jordanischen Altstadt verläuft z. T. entlang der alten Stadtmauer. Die jordanische Altstadt von Jerusalem liegt greifbar nahe. Aber der zwischen Israel und den arabischen Staaten einzige Grenzübergang, das im israelischen Jerusalem gelegene sogenannte Mandelbaumtor öffnet sich für eine begrenzte Zahl christlicher Pilger nur an hohen kirchlichen Festen zum Besuch der Heiligen Stätten in Jordanien. — Bethlehem, der Ölberg mit dem Garten Gethsemane, die in der Altstadt gelegene Via Dolorosa, sowie die Grabeskirche mit Golgotha, auch Samaria mit dem Jakobsbrunnen. Garizim, Hebron und Jericho liegen auf der jordanischen Seite.

3 s. Rundbrief Nr. 37/40, S. 111/112 u. s. u. a. O.

4 Vgl. Rundbrief Nr. 37/40, S. 111/112; ferner wurden seither weitere ähnliche Vorträge von dem Genannten gehalten in Freiburg i. Br., am 13. 12. 1957 im St. Ursula-Mädchengymnasium, am 12. 1. 1958 in einem Kolpingkreis, am 31. 1. vor der Caritaszentrale mit den dazu gehören-

und Willkommgruß galt dem Redner des Abends, der ja als alter, Nekarauer in seiner Heimatgemeinde kein Unbekannter ist. Sein kürzlich vollendetes 70. Lebensjahr wurde unter Beifall der Versammlung geziemend erwähnt.

Prächtige Farblichtbilder begleiteten die zweistündige Rede des geistlichen Pilgers zu den heiligen Stätten von Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, um nur die wichtigsten Stationen des Reiseberichts zu nennen. Darüber hinaus gab der formvollendete Vortrag Einblick in das Aufbauwerk des jungen Staates Israel, zeigte die bewundernswerten Leistungen auf dem Gebiet der Geistpflege und Kultur, die Erschließung des Landes durch Ackerbau, Industrie, Straßenbau mit allen Errungenschaften moderner Technik. Der Gemeinschaftsgeist und Lebenswille des jüdischen Staates vereint sich mit der mutigen Entschlossenheit, seine Existenz auch mit allen militärischen Mitteln gegen jeden Angreifer zu verteidigen. Die unglaublichen Spannungen zwischen Israel und Jordanien wurden erschreckend sichtbar. Die Pilgergruppe mit Professor Eißler erfüllte aber auch eine besondere Mission durch zahlreiche Besprechungen und Begegnungen mit allen Schichten der jüdischen Geisteswelt. Sie stand nicht zuletzt im Dienste der versöhnenden Wiedergutmachung des schmachvollen Unrechts, das dem jüdischen Volksteil gerade bei uns in Deutschland zugefügt wurde. Doch das Wertvollste des genußreichen Abends war die Begegnung mit unserm Herrn und Heiland selbst, die Verlebendigung der Frohbotschaft der Heiligen Schrift. Mit Spannung und Ergriffenheit folgten die Zuhörer den Wanderwegen des Erlösers durch das ganze Heilige Land, das nicht nur dem Volk der Verheißung, sondern auch allen Christen heilig und teuer ist. Eine sinnvollere Einführung in die Zeit des Advents und eine bessere Hinführung zum Geheimnis der kommenden Weihnacht konnte kaum gegeben werden.

Als Student in Israel

Beim Abschied in Jerusalem sagte mir eine weise Frau: „Bitte, erzählen Sie von Israel mit möglichst wenig Enthusiasmus.“ Sie hatte allen Grund zu dieser Bitte, denn damals war ich gerade von einer längeren Trampfahrt durch den Negev, die südliche Wüste, zurückgekommen. Mit einem Freund war ich auf offenem Lastwagen die 240 Kilometer von Beersheba nach Elath in einer hellen Wüstennacht gefahren, wir waren dort an der Küste des Golfes mit Tauchbrillen zwischen Korallenriffen verzaubert hindurchgeschwommen und hatten gesehen, wie die Wüste in gewaltigen Schrunden und Rissen abbrach zum Toten Meer, dem heißen Keller der Welt. Diese Wunder standen mir wohl noch deutlich im Gesicht, als jene kluge Dame mich vor meiner Begeisterung warnen zu müssen glaubte, um so mehr, als ich erzählte von dem Leben der Menschen in den Siedlungen und in der jungen Stadt Elath mit dem dynamischen Rhythmus einer Pioniergründung. Gerade das Thema Israel ist in Berichten und Preisungen ein wenig strapaziert worden, und jene Frau wußte, wie schlecht große Worte bei der hiesigen Inflation der Superlative sich auszahlten. In der Zeit eines halben Jahres gewöhnt man sich an die Außerordentlichkeiten Israels, was im Sinn bleibt, ist das tägliche Solide, Gute. Und gerade davon widerfuhr mir bis zum letzten Tag in Marseille, an dem ich Abschied nahm von

den sozialen Schulen, am 2. 2. für ein Altersheim (Katharinenstift), am 21. 2. bei den katholischen Studenten der Theologie (Theologen-Konvikt), am 7. 3. vor dem Freundeskreis des St. Ursulagymnasiums; in Mannheim: am 30. 11. im St. Ursula-Mädchengymnasium, 1. 12. für die katholische und evangelische Gemeinde Mannheim-Neckarau; sowie im Dezember in einer Landpfarre Heiligenberg und in Wald/Schwarzwald, schließlich im Sommer 1958 anlässlich einer mehrmonatlichen Besuchsreise nach USA 17mal und zwar: auf dem Schiff, in Krankenhäusern, Altersheimen, Familienkreisen, der „Knights of Columbus“, in Florida, einer Academy in Monroe, vor höheren Schulen, in Toledo/Ohio, Jonia/Iowa, Chicago, New York, Trenton, Miami, West Palm Beach; auf dem Lande: in Alta-Vista/Iowa. — Weitere Vorträge sind vorgesehen. G. Luckner hat verschiedentlich in sozialen und in studentischen Kreisen über Israel berichtet. — (Eine an der Freiburger Universität neu gegründete Deutsch-Israelitische Studentengruppe wird im S. S. 59 u. a. auch Themen über Israel behandeln.)

Jochi, dem ersten Offizier des Schiffes, Außerordentliches. Am Anfang gab es Befangenheit auf beiden Seiten, aber immer so, als wäre sie von mir ausgegangen. Gerade in Israel, wo das, was Volk ist, allgemein gewußt wird und wo man weiß, was Stellvertretung ist, erfuhr ich, daß man ebenso bereit ist, persönlichen guten Willen als Zeichen für mehrere anzunehmen, wie man fragt nach der Verantwortung des einzelnen für das Ganze. Für das Verstehen mit den jungen Leuten meines Alters kam es allein auf das Sein und Können an. Ich erinnere mich eines Morgens im März: Vom Kibbuz in der Sharon-Ebene war ich mit einer kleinen Gruppe junger Kibbutzniks eingepackt auf einem kleinen Tenderwagen hinunter zum Rand der Wüste gefahren. Ich war an jenem Morgen dieser Arbeitsgruppe zugeteilt worden, um bei der Ernte des Futtergetreides mitzuhelfen.

Während der zweistündigen schnellen Fahrt nahm man nicht viel Notiz von mir, das Gespräch galt dem neuen Raupenschlepper, der an diesem Tage dort unten auf den Feldern am Gaza-Streifen zum ersten Mal eingesetzt werden sollte. Der Wind war schon heiß und hatte die blauen Umrisse der Berge Judäas im Osten verwischt, als wir auf dem einsamen Maschinenplatz im weiten, welligen Gelände ankamen. Es gab Schwierigkeiten, als man den neuen Raupenschlepper amerikanischer Herkunft in Gang bringen wollte. Zum Glück gelang es mir, die englische Einfahrtvorschrift zu verstehen und mit etwas Erfahrung von Dieselmotoren die richtige Luftklappenstellung herauszufinden. Es wurde ein heißer Tag für mich hinten auf dem Mähbinder mit den schweren, stacheligen Bündeln. Als beim Mittagessen, Uri, der Anführer unseres Kommandos, mich freundlich meines schweren Postens entthob und mir auftrug, mit dem geländegängigen Wagen den weit verstreut arbeitenden Traktorenmannschaften reichum frisches Wasser zu bringen, spürte ich, daß man auf mich acht gab. Als wir am Abend den langen Weg heimwärtsfuhren, war ich aufgenommen und mußte von Deutschland und von mir erzählen. Das war am Anfang, als ich einen großen Teil des schwierigen Einstiegs in die archaisch klingende Sprache noch zu bewältigen hatte. Später wurde ich hellhöriger für das, was sich gerade in der Sprache als bestürzende Konvergenz von Sakral und Profan erwies. Avodah (Arbeit), zum Beispiel, ist ein großes Wort in Israel. Ich hörte es von Kindern im Kibbuz bei der Arbeitseinteilung mit einem gewissen Pathos, so wie ich es schon anderswo gehört hatte. Avodah hörte ich aber auch bei den Frommen in Jerusalem; dort bedeutete es Gottesdienst, heiliges Tun. In diesem Land, wo es pluralistischer gar nicht zugehen konnte, was die Weltanschauung betrifft, gab es ein von allen gewußtes Gemeinsames: Ein Volk zu sein, und zwar Volk nur in bezug und Verbindung mit diesem Land, einem kleinen Streifen mit etwas Gebirge und schmalen Ebenen auf der Brücke zwischen Asien und Afrika. Für dieses Faktum hörte ich viele Erklärungen von Historikern und Soziologen. Doch schienen es mir nur Regresse zu sein auf tiefere Unerklärbarkeiten. In der Zeit meines Aufenthaltes kam es zum öffentlichen Streit um die Selbstdefinition, um die Identität von Religion und Nationalität [s. o. S. 92 ff.].

Für mich, der ich aus Deutschland kam, wo man tut, als ob nur das eine wäre und das andere niemals gewesen wäre, war die Art, wie man in Israel mit Vergangenheit und Geschichte lebte, aufregend neu. Bei allen möglichen Reden hatte ich in Deutschland von Geschichtstreue gehört, doch die war nur so wie sehr hohe Mauern um Friedhöfe.

Als ich im neolithischen, in Jordanien gelegenen Jericho zur untersten Schicht der Ausgrabungen Kathleen Kenyons die vielen Stufen hinabstieg, von denen jede einzelne Jahrhunderte bedeutete, ging mir die Dimension der Tiefe auf, aus der Israel „am Ende der Zeiten“ heraufgekommen war. Hier, mittwegs zwischen Mesopotamien und dem oberen Ägypten, finden sich die ersten Zeichen einer noch präkeramischen Stadtkultur. Wenige Kilometer südwestlich dieses Ortes, an der Grenze im Korridor von Jerusalem, hatte ich einen jungen Kibbuz besucht, die jungen Leute arbeiteten an dem Mauer-

werk alter Terrassen, die am steilen Hang während der vergangenen zwei Jahrtausende fast völlig verstrichen waren. Oben am Rain des Weinberges lagen neben den Spitzhacken Maschinenpistolen auf der roten Erde: Werkzeuge, die in Israel zu einem Arbeitsgang gehörten. Der unheilvolle Gegensatz zu den arabischen Völkern prägt dem Leben in Israel harte, ernste Züge ein, reißt aber auch den Bezug auf, in dem Israel zum augenblicklichen Durchgangspunkt der Weltgeschichte steht. Ich erinnere mich vieler Gespräche an der israelischen Jerusalemer Universität, in der mir die Energie der Lage, nämlich Wachheit und Nüchternheit, vermittelt wurden. Mit den jungen Freunden, Eingeborenen und Eingewanderten, die frei von allen Verbiegungen und Komplexen der Diaspora waren, konnte ich offen und vorurteilsfrei sprechen. Mir scheint es, daß wir jungen Deutschen dieses Gespräch mit Israel brauchen, um in unserer äußersten Lage der Selbstentfremdung und Spaltung zu sehen und zu begreifen, was Volk ist und vor welchem Hintergrund es eigentlichen Wert und Auftrag besitzt. Ich fand, daß man in Israel bereit ist, zu antworten, wenn wir fragen; denn wir müssen fragen: wir haben die Freiheit zudiktirt bekommen, sie haben sie *er-litten*. Während des halben Jahres erfuhr ich in Israel wahre Freundschaft, was mehr ist als ein Dialog. Meine Gastgeber in Jerusalem gewährten mir Gastfreundschaft, wie sie einem wohl nur selten im Leben zuteil werden kann. Unvergesslich ist mir die Freundlichkeit, mit der man mich in die Institutsfamilie des Jerusalemer Pathologischen Institutes aufnahm. Ich hätte dem Abschied von der Stadt und dem Land voraus sein sollen, so schwer fiel es mir, Lebewohl zu sagen. Als die Lichter vom Karmel oberhalb Haifas in der Nacht verschwanden, die von Osten her aufzog, hatte ich die gleichen Gedanken wie an dem Morgen, an dem ich vom Bug des Schiffes die Linien des Berglandes von Galiläa unter dem aufgehenden Licht zum ersten Mal sah: Wir Christen als Christen waren die eigentlichen Ausgeheimateten, wegen eines fürchterlichen, gegenseitigen Mißverständnisses „wilde Ulzweige“, die den „Anteil an der fetten Wurzel des edlen Ulbaums“ (Röm 11, 17) verkannten. G. C. R.

Israelfahrt vier

Zum jüdisch-christlichen Verhältnis in Israel

Anläßlich des Jubiläumsjahres zum zehnten Jahrestag des Staates Israel konnte ich 1958 wiederum einer Einladung nach Israel folgen, diesmal von seiten der Kölner israelischen Einkaufsdelegation. Ich fuhr im April zunächst mit noch einem Abstecher über Marokko, um die von dem im Mittleren Atlas gelegenen Benediktinerkloster *Toumliline* ausgehende Freundschaftsarbeit zwischen Mohammedanern, Juden und Christen kennenzulernen und kam Mitte Mai bis Juli nach Israel. Über den eindrucksvollen Aufbau — der durch das in Jahresfrist dort neu Geschaffene jedesmal wieder überrascht — wurde bereits verschiedentlich berichtet. Aus einem Beitrag „Israels erstes Jahrzehnt“¹ von Prof. Norman Bentwich² sei das Folgende vorausgeschickt, um einige heute aktuelle Folgerungen daran zu verdeutlichen: „Nach 1900 Jahren haben die Juden eine sowohl physische wie auch geistige Heimat, ein Land, in dem sie den Boden kultivieren, ihre sozialen Einrichtungen frei entwickeln, ihre Ideale verwirklichen und das Judentum wieder zu einer Kultur machen können... Dies bedeutet auch, daß der Jude wieder mit seiner eigenen Stimme im Rat der Nationen sprechen kann und als Nation seinen Teil in der menschlichen Gesellschaft beitragen kann... Wenn der Jude wieder in seinem eigenen Lande ist, wird er das Gefühl haben, daß er irgendwohin und nicht überallhin gehört, er wird versuchen, etwas und nicht alles zu sein... Der Glaube ist die vorherrschende Tugend seines Volkes und er ist um

1 „Israels First Decade“. Aus: „Common Ground“ (XII/2.) London, Sommer 1958 p. 16 sq. Wir entnehmen daraus in Übersetzung einige Sätze.

2 war von 1920—1951 Generalstaatsanwalt der Regierung Palästinas, von 1933—1951 Professor für internationale Beziehungen an der Jerusalemer Universität.

so eindrucksvoller, weil wir in einem Zeitalter des Zweifels und des Skeptizismus, ja fast der Verzweiflung leben. Die Israeliten haben das Gebot der Bibel erfüllt: Besetze das Land und hege den Glauben... Wie steht es mit der geistigen Entwicklung in Israel? ... Der allgemeine Trend während der letzten zehn Jahre ist ein Zurück zur Religion im weiteren Sinne.

In den Tagen des palästinensischen Mandats brachten die führenden Teile der Zionisten von der europäischen Bühne einen revolutionären Ausblick mit und rebellierten gegen die alte jüdische Lebenshaltung. Das Wunder der äußersten Not und die Verteidigung des Staates in den ersten Jahren haben dann den Glauben an die göttliche Vorsehung genährt. Wie Ben Gurion sagt, ist der Glaube an Wunder wesentlich. Die Erzieher sind mehr und mehr zu der Erkenntnis gekommen, daß religiöser Glaube als Grundlage des Lebens für die Jugend notwendig ist. Auch die Archäologie erregt die Begeisterung des gesamten Volkes für Einheit mit der Vergangenheit. Die Juden in Israel fühlen sich als Erben der alten Hebräer. Sie sind erregt durch die Entdeckungen der kanaänitischen Tempel und alten Synagogen. Es bewegt sie, daß die aufrechten Kämpfer für jüdische Unabhängigkeit gegen die Römer eine tiefreligiöse Bruderschaft mit einem brennenden Glauben an göttliche Hilfe waren. Man ist stolz darauf, daß Juden in Israel im Bibelstudium hervorragend sind, und daß sie unsere Kenntnis über Bibel und nachbiblische Geschichte beständig vermehren.³ Zu Beginn der Siedlungen vollzog sich der Aufbau des Landes — auf dem damaligen welthistorischen Hintergrund — aus wesentlich nationalen Motiven. Die heutige israelische Jugend aber, die die Bibel in einzigartiger Intensität lernt⁴ und die alten biblischen Stätten tagtäglich erlebt, hat eine völlig neue erlebnismäßige Beziehung zur Bibel und will die vergangene Tradition im täglichen Leben neu verwirklichen. Wie wir von Norman Bentwich hören, „geben die Entdeckungen zum mindesten der Intelligenz ein tiefes Interesse für die Beziehung des Judentums zum früheren Christentum während der ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung.“

Dieses Interesse kam auch in den zahlreichen Gesprächen in kleineren oder größeren Kreisen bei meinem vorjährigen Aufenthalt zum Ausdruck. In den vorangehenden Jahren kreisten solche Gespräche meist um das Verhältnis zu Deutschland, das zugleich die Frage enthält, wie denn das Geschehene in einem als christlich geltenden Lande möglich war. Im vorigen Jahr stand in den Gesprächen insbesondere das Verhältnis zwischen Juden und Christen, und zwischen Judentum und Christentum im Mittelpunkt (s. auch o. S. 91). So fand ich mich einmal beispielsweise anlässlich einer Einladung zu einem solchen Gespräch — auf einen kleineren Kreis eingestellt — unerwarteterweise in einem Saal, einem mit theologischen Fragen erfüllten zahlreichen Auditorium gegenüber. Ich fürchte, daß ich infolgedessen den Zuhörern viel schuldig geblieben bin.

Die deutschsprachige Tageszeitung „*Jediot Chadasch*“ vom 26. 6. 1958 schrieb über diese Aussprache:

Jüdisch-christliche Zusammenarbeit

Dr. Gertrud Luckner, langjährige Leiterin der Verfolgtenabteilung des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg i. Br., die gegenwärtig zum vierten Mal, als Gast der Israel-Regierung in Jerusalem weilt, war dieser Tage Gast des Beth-Hillél¹ in Jerusalem; zu einer Aussprache über jüdisch-christliche Zusammenarbeit — Prof. Hugo Bergman würdigte Werk und Persönlichkeit von Dr. Luckner ... Zusammen mit Prof. Kapl

³ Sie hat wöchentlich mindestens 6 Stunden Bibelunterricht, vgl. auch: Über den internationalen Bibel-Wettbewerb vom August 1958 in: P. Huigens, Israel, S. 158 ff.

Petrus Huigens: Israel. Land der Bibel und der Zukunft. Gedanken und Gespräche einer Reise. Prophetie und Wirklichkeit im neuen Staat. Kassel 1959. Ondon Verlag. 196 Seiten. Nach Abschluß der Literaturberichte sei hier noch auf dieses jetzt erschienene, aufschlußreiche Buch des holländischen, evangelischen Theologen hingewiesen, der seit 1947 in Deutschland und heute Bundessekretär des Westdeutschen Jungmännerbundes (CVJM) ist. Es bietet Anlaß zu fruchtbaren Gesprächen und dürfte insbesondere auch christlichen Jugendkreisen wertvolle Anregungen vermitteln.

¹ Studentenhaus im israelischen Jerusalem.

Thieme gibt Dr. Luckner nun seit zehn Jahren die „*Freiburger Rundbriefe*“ heraus, die der jüdisch-christlichen Verständigung dienen. Sie regte an, in Israel von jüdischer Seite ähnliches zu unternehmen, um den Kontakt zwischen den Religionsgemeinschaften inniger zu gestalten.² Dr. Luckner verwies auf einen gelungenen Versuch französischer Benediktiner in Marokko, die dort eine interkonfessionelle Sommerakademie abhalten, an der christliche, jüdische und islamische Professoren und Studenten teilnehmen. Es werden Knaben in diesem Kloster erzogen, ohne aber ihren angestammten Religionen entfremdet zu werden.“

Aus Universitätskreisen wurde an mich die Frage gestellt, ob es wohl zu organisieren möglich wäre, daß vielleicht katholische Professoren zu Gastvorlesungen an der hebräischen Universität in Jerusalem Vorträge zu Themen halten: Was ist und was will das Christentum u. ä.

Anlässlich eines Vortrages von Dr. Chaim Wardi, Berater im israelischen Religionsministerium für christliche Angelegenheiten vor der christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft in Zürich im Februar 1958 gab dieser einer weithin in Israel vertretenen Ansicht Ausdruck, als er sagte ... „Gegenüber jener Israel benachbarten Welt, welche die Bibel nicht kennt, ist sich Israel bewußt, daß es mit der Christenheit zusammen die biblische Zivilisation hütet, und es hofft, daß auch die Christenheit die Bedeutung Israels als letzte Bastion dieser Zivilisation im Osten erkennt.“ (Sperrung durch Redaktion des Rundbriefs.)

Auch ist in bezug auf das Verhältnis zwischen Judentum und Christentum in Israel folgende Auffassung vielfach vertreten: In einem Gespräch mit dem mittlerweile anlässlich der 1958 erfolgten Regierungskrise⁴ zurückgetretenen Postminister Dr. Burg, der dem religiösen Block angehört (Mizrachi), sagte dieser zu seinem christlichen Gesprächspartner⁵ ... „Es gibt für uns einen gemeinsamen Existenzkampf, nämlich den Kampf gegen den Atheismus, den haben sowohl Juden als auch Christen zu bestehen.“

Mit dem Folgenden gibt Norman Bentwich einer tiefen, in Israel verbreiteten Sehnsucht Ausdruck, wenn er schreibt⁶: „Die Vision George Eliots, die sie vor 75 Jahren ihrer Heldin Daniel Deronda in den Mund legte, ist verwirklicht.“ Der geschändete Jude soll am Hof der Nationen einen Verteidiger haben. Er soll die Bruderschaft seiner Nation beanspruchen können und sie in eine neue Bruderschaft mit den Nationen der Völker bringen.“

Diese Forderung bedarf eines neuen Verhältnisses zwischen Juden und Christen, das an beide hohe Anforderungen stellt.

Das Ende Dezember 1958 gebildete und bereits oben erwähnte neue „Komitee für interkonfessionelles Verstehen in Israel und der Welt“ will dieser Aufgabe dienen. Wie anderswo Unkenntnis über das Judentum zu Vorurteilen und Antisemitismus führt, so entstehen in Israel durch Unkenntnis über die anderen religiösen Gemeinschaften Mißverständnisse und Konflikte. Zum erstenmal ist das Christentum eine Minorität in einem jüdischen Staat. Es ergeben sich daraus von beiden Seiten Schwierigkeiten und Spannungen, auf die noch näher einzugehen sein wird.

Die in Israel erscheinende Monatsschrift „*New Outlook*“⁷ gibt der Hoffnung Ausdruck, daß das oben genannte Komitee sich nicht nur mit Abgabe von Kundgebungen guten Willens, etwa im Sinne des rhetorischen Aufrufs von Warren Austin, zu Frieden geben wird, der auf der Generalversammlung der Vereinten Nationen 1948 „Juden und Moslems aufrief, ihre Schwierigkeiten in einem wahrhaft christlichen Geist zu regeln“⁸.

Der Generaldirektor des israelischen Außenministeriums, Walter Eytan, schreibt dazu: Es ist immer die Majorität, welche die Hauptverantwortung für die Beziehungen zwischen ihr

² Vgl. zu dem mittlerweile entstandenen Komitee für gegenseitiges religiöses Verstehen in Israel und in der Welt (s. o. S. 94 u. S. 123).

³ Vgl. Israelitisches Wochenblatt der Schweiz (58/9) vom 28. 2. 1958, S. 27.

⁴ s. o. S. 92.

⁵ Aus: Petrus Huigens: Israel Land der Bibel und der Zukunft, S. 95.

⁶ a. a. O. s. o. S. 122.

⁷ s. o. S. 116.

⁸ Das. II/6. Tel Aviv Februar 1959, p. 25.

und dem Rest übernehmen muß, eine Verantwortung, der sich keine zivilisierte Gemeinschaft entziehen kann.

Gerade weil überall in der Welt die Juden eine Minoritätengruppe sind (zahlenmäßig in den meisten Fällen eine sehr kleine Minorität), haben sich bei ihnen verschiedene Befürchtungen und viel Argwohn in bezug auf die nichtjüdische Majorität ergeben. Unglückseligerweise war in nur zu vielen Fällen genügend Grundlage für Argwohn und Befürchtungen gegeben, und sie sind im Bewußtsein sowie im Unbewußten des Juden tief verwurzelt geblieben⁹.

Außer den bereits oben erwähnten, mit Fragen des Personenstandsrechts zusammenhängenden Schwierigkeiten für die besonders seit 1957 eingewanderten Mischehen führt solch tief eingewurzelter Argwohn und Mißtrauen im alltäglichen Leben zu großen Härten und tatsächlichen Diskriminierungen in zahlreichen Fällen; in dem eben insbesondere Neueinwanderer in primitiven Bereichen Ressentiments aus früherer Zeit an diesen Menschen abregieren.

Walter Eytan schreibt dazu: „Der Prozeß der Anpassung an eine so gänzlich neue Situation war weder für die Juden noch für die anderen leicht. Es herrschte bei fast allen Menschen viel guter Wille vor. Aber auch Symptome von Intoleranz, Argwohn, Furcht, Obskurantismus und gelegentlich geradezu Haß waren unvermeidlich. Und obwohl diese Symptome in der Hauptsache auf Fanatiker und Ignoranten hier und dort beschränkt blieben, haben sie gelegentlich recht unangenehme Proportionen angenommen.“

Um dieser Situation zu begegnen, ist jetzt bei uns eine Organisation ins Leben gerufen worden, die sich „Komitee für interkonfessionelles Verständnis in Israel und der Welt“ nennt. Es ist eine ermutigende Tatsache, daß dies vielleicht die repräsentativste freiwillige Körperschaft ist, die jemals in Israel gegründet wurde. Sie ist auf jüdische Initiative hin ins Leben gerufen worden¹⁰. Es trägt der Tatsache Rechnung, daß die formelle Gleichberechtigung aller Bürger, auf der Israels Demokratie aufgebaut ist, nicht genügt. Jeder einzelne hat zu verstehen, daß eine Verpflichtung zur Brüderlichkeit und Toleranz auf ihm ruht und nicht nur auf dem Staat. Für Israel gilt dies mehr und ist dringender als in irgendeinem anderen Staate — in Israel mit seinen verschiedenen Religionen, seinen zahlreichen heiligen Stätten und seinen vielen verschiedenartigen religiösen Institutionen.“

Dies bedarf eines gewiß langen Erziehungsprozesses und viel Geduld von beiden Seiten. Daß die überwiegende Mehrheit der israelischen öffentlichen Meinung sich mit Nachdruck gegen jede Art von Diskriminierung christlicher Menschen wendet, wurde bereits erwähnt (s. o. S. 93). In bezug auf die Bemühungen von seiten des Staates mag auch ein Erlaß des Erziehungs- und Kultusministeriums an alle pädagogischen Einrichtungen vom 15. 12. 1957 erwähnt sein, der Kinder aus Mischehen angeht. Dieser Erlaß fordert alle Direktoren solcher Einrichtungen auf, daß sie die Aufmerksamkeit ihrer Lehrer und Angestellten auf solche Erscheinungen lenken, daß diese mit allen erzieherischen Mitteln ihre Schüler derart beeinflussen und aus allen Kräften die Schaffung einer Atmosphäre gegenseitiger Gleichberechtigung und Achtung unter den verschiedensten Schülern durchzusetzen suchen¹¹. In eben derselben Richtung liegt das im Februar 1959 durch das israelische Parlament erlassene neue Arbeitsvermittlungsgesetz. Danach ist es eine strafbare Handlung, wenn ein Arbeitssuchender aus Gründen seiner Herkunft, der Nationalität,

der Rasse, der Religion, des Geschlechts, des Alters oder der politischen Zugehörigkeit diskriminiert wird¹².

Es gibt in Israel eine ziemlich große Anzahl christlicher Gemeinden. Die 44 000 Christen sind in etwa zwanzig verschiedene Gemeinschaften gespalten. Von den mit Rom unierten 26 500 Katholiken sind 6000 „Lateiner“ (römisch-katholisch), etwa 18 000 griechisch-katholisch, 2500 Maroniten. 14 000 sind griechisch-orthodox, 700 Armenier, 1000 Kopten. Die rund 2000 Protestanten zerfallen in viele Gruppen, von denen die größte die der Anglikaner ist.

Die Regierung ist um ein gutes Verhältnis zwischen Staat und Kirche bemüht. Die Kirchen haben alle Privilegien aus der türkischen Zeit Palästinas und aus der britischen Mandatszeit bewahrt. Die Personalangelegenheiten werden von religiösen Gerichten ohne Einfluß der Zivilbehörden entschieden (s. o. S. 92).

Das Christentum der arabischen Christen ist mit ihrer ethnischen Eigenart eng verbunden. Für sie wie auch für die europäischen Christen bestehen keinerlei religiöse Schwierigkeiten. Hingegen ist die Lage für Konvertiten aus dem Judentum sowie für die bereits oben erwähnten Mischehen schwierig. Otto Küster schreibt dazu¹³: „Ein Christ jüdischer Herkunft zu sein, das gehört sich hier nicht... vollends heute als israelischer Jude sich taufen lassen, das ist auch für Dr. T. (dem vormaligen Rabbiner) bis zur Unwiderlegbarkeit verdächtig. Das tut nur, wer Israel den Rücken kehren und sich dafür bessere Startbedingungen sichern will; Dr. T. berichtet, man könne sich die Werbemethoden der Judenmissionare nicht primitiv genug vorstellen...“¹⁴

In der Tat gibt es bisher noch nicht sehr viele Konvertiten, die durch ihr Verhalten derartigen Verdacht widerlegt — und sich dann freilich auch die Achtung ihrer Umgebung errungen haben. Daß aus solchen Gründen sich mancher scheut und sich als Christ nicht zu erkennen gibt, trübt die Atmosphäre noch stärker. Wie Pfarrer Maas schrieb, ist es „natürlich für Juden, die um ihres Glaubens Willen ihr Leben lang gelitten haben, eine sehr wenig einladende Sache, wenn neben ihnen Christen leben, die ihren Glauben geheimhalten und es nicht wagen, sich zu ihm zu bekennen.“ Sie zweifeln auch nicht so ganz ohne Grund daran, ob denn dieser Glaube wirklich ein tiefer sei, „oder aus ganz anderen säkularen Interessen stamme“¹⁵. Diejenigen Christen aus dem Judentum, die z. B. im Kibbutz oder im Heer arbeiten und auch solche, die bereit sind, alle Opfer auf sich zu nehmen, werden auch von ihrer nächsten Umgebung geachtet. Mittlerweile sind nun Bestrebungen im Gange, daß nicht nur die Tapferen unter ihnen in Israel leben können (vgl. o. S. 94). Wie bereits erwähnt, liegen die Gründe für solche Erscheinungen in der für das Verhältnis zwischen Christen und Juden so belasteten Vergangenheit. Grund für den Argwohn und das Mißtrauen sind u. a. ferner: die Taufe als Entréebillet zur europäischen Gesellschaft (s. o. S. 37), als Versuch einer Verfolgung zu entgehen, Unglaubwürdigkeit der Kirchen infolge der Verfolgungen, die oft im Zeichen des Kreuzes geschahen, wie z. B. für die aus Osteuropa Kommenden, Verfolgungen der Orientalen, die jahrhundertlang als Angehörige anderer Religionsgemein-

9 Aus: Renaissance Nr. 72 Zürich, Februar 1959, S. 15.

Vgl. auch das Statut des Komitees Ziff. 5: Tiefe religiöse Gegensätzlichkeiten kennzeichnen überdies große Kreise sowohl bei Juden wie bei Nichtjuden. Hier wie dort beunruhigen Vorurteile die Gewissen und halten Unzulänglichkeiten weiter aufrecht.

10 s. o. S. 94.

11 Erlaß Nr. 795 des Innenministeriums. Abs. 1 lautet: Es ist uns zur Kenntnis gekommen, daß es Fälle gibt, in denen Kinder aus Mischehen unter feindseliger Haltung von Seiten ihrer Schulkameraden leiden. Es erübrigt sich, auf die Schwere einer solchen Erscheinung sowohl vom menschlichen wie auch aus nationalen Gesichtspunkten hinzuweisen.

12 Mit der Inkraftsetzung dieses Gesetzes ist Israel das erste Land, das die Konvention des internationalen Arbeitsamtes betreffend Diskriminierung bei Anstellung und Beschäftigung ratifiziert hat (Aus: Israelisches Wochenblatt der Schweiz 59/7 vom 13. 2. 1959, S. 4.)

13 Vgl. S. 38 in den uns nach Abschluß des Literaturberichts zugehenden Tagebuchnotizen von Otto Küster: Israel-Tagebuch März 1956. Köln, Dezember 1958, Informations-Abteilung der Israel-Mission. 63 Seiten. — Ursprünglich nur zum Vorlesen in Familienkreisen bestimmt, sind diese geistvollen Erinnerungen, die Rechtsanwalt Küster anlässlich einer Einladung nach Israel 1956 schrieb, erfreulicherweise von der Israel-Mission herausgegeben worden.

Nach Abschluß des Literaturberichts ging bei uns ebenfalls das mit unserm Anliegen verbundene Büchlein ein: „Israel / Mein Volk“ von M. Basilea Schlink, Oekumenische Marienschwesternschaft, Darmstadt 1958, 178 Seiten.

14 Hermann Maas: Skizzen von einer Fahrt nach Israel. Ev. Pressverband, Karlsruhe 1950. (Seither haben sich die gegenseitigen Beziehungen wesentlich verbessert.)

schaften verfolgt wurden; Mißtrauen gegenüber den Missionsgesellschaften, die vielfach als tatsächliche oder angebliche materielle Hilfsquelle angesehen wurden und werden (z. B. als Hilfe zur Auswanderung, um Schwierigkeiten des oft harten Eingliederungsprozesses zu vermeiden¹⁵).

Auch der Integrationsprozeß von Juden aus über 70 Ländern und verschiedensten Kulturstufen bringt naturgemäß im allgemeinen Schwierigkeiten aller Art mit sich. Aber diese wie andere Schwierigkeiten werden von den Israelis als selbstverständlich hingenommen und zu meistern versucht — wie wäre sonst das Geleistete anders auch möglich? Bisher glaubt man noch nicht ohne weiteres, daß Konvertiten ebenso bereit sind, die vielerlei Schwierigkeiten des Lebens auf sich zu nehmen, wie dies nun einmal unter den gegebenen Umständen erforderlich ist. Bisher galt eine Konversion vielfach als Verrat, als Fahnenflucht.

Bei meinem letztjährigen Aufenthalt hatte ich Gelegenheit, in diese Fragen Einblick zu nehmen und in bezug auf durch Diskrimination bestehende Härtefälle darüber mit einer Reihe maßgeblicher Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben, (der Regierung, der Verwaltung u. a.) zu sprechen. Einhellig sind alle der Ansicht, daß alles getan werden muß, um Abhilfe zu schaffen. Walter Eytan gibt dieser Ansicht Ausdruck: „Vielleicht besteht aus diesem (in der Vergangenheit begründeten Argwohn und Befürchtungen, die im Bewußtsein sowie im Unbewußten des Juden tief verwurzelt geblieben sind) mehr als aus irgend einem andern Grunde hier in Israel, wo die jüdische Position eine so radikal andere ist, eine Verpflichtung seitens der Juden, Bedingungen zu schaffen, welche ähnliche Befürchtungen und jeden Argwohn bei den hiesigen Minoritätsgruppen nicht aufkommen lassen. Christen, Mohammedaner und Drusen haben ein Recht, von den Juden den gleichen Grad von Verständnis, Brüderlichkeit und Toleranz zu fordern, welchen die Juden in anderen Ländern für sich beanspruchen“ (s. o. S. 123).

Gemäß dieser Auffassung ist es der Wunsch aller maßgeblichen Persönlichkeit, nach Wegen zu suchen, die *jeden* und nicht nur „mutig ausharrenden Christen in Israel ihren Platz finden und gut behaupten lassen.“ (s. o. S. 94). Freilich gehört von beiden Seiten, sowohl von der christlichen wie von der israelischen Seite dazu, die einzelnen zu ermutigen und ihnen die Wege bahnen zu helfen. Von der Regierungsseite aus besteht der Wunsch, daß kirchlicherseits echte Diskriminationsfälle gesammelt und diese von Fall zu Fall Persönlichkeiten unterbreitet werden, die sich von seiten der israelischen Regierung und Verwaltung dafür zur Verfügung stellen, um auch schwierigen Fällen zur Eingliederung zu verhelfen. Dies ist bereits auch in einer Reihe von Fällen gelungen (vgl. o. S. 93).

Auch kirchlicherseits hält man diesen Weg für den besten. Wie bereits dargelegt wurde, hat Msgr. Uergani, als der in Israel maßgebliche Vertreter der römisch-katholischen Kirche festgestellt, daß man kirchlicherseits bemüht sei, solche Dis-

kriminationsfälle zu sammeln, präzise klarzustellen und sie der Regierung vorzulegen. Es ist auch die vorherrschende Meinung der sich dieser Fragen besonders annehmenden Geistlichen, daß dieser Weg bei weitem einem Versuch auf Wiederauswanderung solcher Familien vorzuziehen ist¹⁶. Es war Gelegenheit, alle diese Fragen eigens an einem Tag eingehend besprechen zu können.

In einer Aussprache in einem kleineren Kreis von jüdischen und katholischen Persönlichkeiten — an der auch israelische Teilnehmer bis zur Regierungsebene sich über diese Probleme unterhielten, wurde jüdischerseits der Vorschlag gemacht, solchen Hilfsbedürftigen durch Übernahme von „Patenschaften“ durch jüdische Familien so zu helfen, daß sie ihr christliches Leben ungestört führen können. Es mag erwähnt sein, daß eine israelische Persönlichkeit einem katholischen Geistlichen einen Geldbetrag für diese Zwecke sandte — ein Beispiel, wie groß der Protest in israelisch-jüdischen Kreisen gegen solche Fehlerscheinungen ist.

Wenn auch das Leben des Landes viele Schwierigkeiten mit sich bringt, so sollten doch die Christen nicht weniger gewillt sein, ihr möglichstes zur Überwindung solcher Schwierigkeiten zu tun.

Wesentlich dabei ist gegenseitiger Kontakt. Die an erster Stelle stehenden verantwortlichen kirchlichen Instanzen der römisch-katholischen Seite haben nun allerdings ihren Sitz in der jordanischen Altstadt; wenngleich der Patriarch in Israel einen Vertreter, Msgr. Uergani, hat. Es gibt bisher auch noch kein eigenes kirchliches Organ auf der israelischen Seite.

Es wurde bereits dargelegt, daß die Beziehung zu den Minoritäten auch durch die Selbstdefinition erschwert wird (s. o. S. 92), was z. T. mit Schwierigkeiten in der religiösen Entwicklung Israels zusammenhängt. Was aber diese Entwicklung angeht, so besteht heute ein Ringen nach einem neuen Weg. Der Weg zu einem nur säkularen Staat ist nicht möglich, denn Israel ist kein Staat wie andere Staaten auch, und der Weg zurück zur Theokratie ist auch nicht möglich. Ben Gavriel schreibt dazu: „Der Staat Israel ist der politische Endpunkt eines Volkes, in dem Nation und Religion als identischer Begriff in die Geschichte eintreten. Die Beziehung der Religion zur Nation ist hier von vornherein gegeben; die Religion stellt eine ursprüngliche *Funktion* dar... Israel... hat den Begriff der Staatsreligion nicht im Gesetz verankert... Staat und Religion existieren also auf zwei Ebenen. Wenn es Israel gelingen würde, die Verbindung zwischen den beiden Ebenen zu finden, dann wäre, wie Karl Löwith sagt: „die bestimmte geschichtliche Situation gefunden, die der Entdeckung der Wahrheit ungleich günstiger ist als irgend eine andere.“ *Den mittleren Weg zu entdecken* bildet daher eines der für den Staat wichtigsten Probleme. Es ist das aus seiner Vorgeschichte sich ergebende innere Generalproblem Israels.“ (Sperrung durch Red. d. Rundbriefs.)

Es ist zu hoffen, daß auch im Staat Israel der beiderseitige Wunsch von Juden und Christen nach einer echten Begegnung und offenem Gespräch sowohl die Kirche wie Israel befruchten und beiden zu einem neuen Verstehen helfen möge¹⁷.

Ich bin aufrichtig dankbar, daß mir diese Gelegenheit geboten wurde, einen solchen Einblick zu gewinnen. Daß ich erneut zu Besuchen im Interesse dieser Anliegen nach Israel eingeladen wurde, verpflichtet mich zu ganz besonderer Dankbarkeit.

Gertrud Luckner

15 Vgl. P. Huigens: Israel S. 149: „Pastor M. Solheim, der als Missionar tätig ist, schreibt dazu: „Es ist eine bekannte Tatsache, daß in der letzten Zeit die Kirchen und christlichen Missionen in Israel von Juden angegangen werden, welche sich zur Taufe melden. Gewöhnlich erklären sie, daß sie die Religion wechseln wollen. Wenn man sie dann fragt, was sie darunter verstehen, antworten sie, daß sie das Judentum verlassen wollen. Und fragt man weiter warum, erklären sie, daß sie das Land verlassen möchten... Wenn ich diesen Menschen zu erklären versuche, daß sie an einen falschen Ort geraten seien, denn sich taufen lassen und wegfahren sei zweierlei... Wenn ich sie frage, wie sie auf solche Gedanken gekommen seien, erklären sie; sie hätten gehört und in der Zeitung gelesen, daß man Visum und Hilfe zum Wegfahren bekäme, wenn man sich taufen ließe... Es sind solche Gerüchte schnell verbreitet, aber schwer aus der Welt zu schaffen, zu beweisen freilich sind sie nicht... P. Huigens schreibt auf S. 152: — Es gibt bei den Missionaren unendlich viel warme Liebe für das Land Jesu und für den neuen Staat Israel, aber manches ist so unvernünftig...“ Im Hinblick darauf, daß in der Vergangenheit entweder Mission, Pogrom oder Assimilation bestand, ist der Argwohn allerdings verständlich. Als eine Reaktion auf die Missionsgesellschaften ist: „Keren Yaldenu“ zu nennen, eine jüdische Organisation gegen die christliche Missionsarbeit in Israel.

16 In Anbetracht der großen Anzahl dieser Familien ist praktisch die Möglichkeit einer Auswanderung auch sehr begrenzt (— z. B. gibt die deutsche Bundesrepublik keine Einreiseerlaubnis an Ungarn), abgesehen von anderen Gründen, die dagegen sprechen. Ein Versuch aber weckt nur falsche Hoffnungen bei denen, die ohnehin durch jede neue Weiterwanderung noch mehr entwurzeln, lähmt die Kraft zur Eingliederung und vermindert überdies die Chancen für diejenigen, denen ein Bleiben aus besonderen Gründen letztlich nicht gelingen kann.

17 M. Y. Ben Gavriel: Israel. Bd. 4 Janus Bücher, S. 34.

18 Vgl. o. S. 100.

Unser Aufruf zugunsten der Geisteskranken in Israel (Rundbrief Nr. 37/40, S. 112) fand ein erfreuliches Echo.

Nach Redaktionsschluß erreicht uns noch die folgende Mitteilung: Bei einer im Dezember 1958 stattgefundenen religionspädagogischen Tagung in Westfalen für Lehrerinnen an Berufs- und Fachschulen wurden beim Opfergang der Heiligen Messe DM 220.— für Israel gesammelt. Sie sind einem caritativen Zweck zugeordnet und uns für die Geisteskranken zugegangen.

Wir danken allen Spendern von Herzen und bringen das folgende Schreiben aus Jerusalem vom 16. 11. 1958 von:

Dr. med. Otto Feldmann, Direktor der Psychiatrischen Dienste des israelischen Gesundheitsministeriums:

„... Vor einem Jahr brachte der Rundbrief einen Aufruf um Spenden für die Geisteskranken in Israel. Und als Sie dieses Jahr unser Gast waren, brachten Sie mit sich als Ergebnis dieses Aufrufes die Ankündigung einer überaus großzügigen Spende. Zur Verteilung der Gelder haben wir ein kleines Komitee gebildet. Dieser Fonds wird uns ermöglichen, unseren Sozialarbeitern etwas freiere Hand zu lassen, als das im Rahmen amtlicher Begrenzungen und formaler Etatparagrafen geschehen kann. Wir verwenden die Gelder zur Aussteuerung von Geisteskranken, die ins normale Leben zurückkehren. Wir haben viele Patienten, die keine Familie haben, und somit niemanden, der ihnen die einfachsten Notwendigkeiten dieses Überganges beschaffen könnte: einen Anzug, Wäsche, Schuhe, einen Koffer und was sonst ein Mensch braucht, um so aufzutreten, daß er Arbeit und ein Zimmer finden kann.

Wir werden Ihnen seinerzeit genau Rechenschaft über die Verwendung der Gelder geben, und ich darf Sie bitten, inzwischen alle Spender meiner und meiner Mitarbeiter auf richtigen Dankbarkeit zu versichern...“

Zur Weltgebetsoktav

Zur 50jährigen Wiederkehr der Weltgebetsoktav um die Einheit der Kirche wurde im Januar 1958 der folgende Text herausgegeben und versandt. Eine leichter lesbare Fassung ist für eines der nächsten Jahre vorgesehen.

Das Heilige Jahr 1950, das „Jahr der Umkehr“, hatte Pius XII. mit den Worten eröffnet: „Allen denen, die den Messias verehren — ohne Ausschluß derer, welche ihn in aufrichtiger, aber überflüssig gewordener Erwartung als in der Verkündung der Propheten Verheißenen und noch nicht Gekommenen verehren — öffnen Wir die Heilige Pforte; und da Wir durch den unerforschlichen Ratschluß Jesu, des Erlösers, aller Vater geworden sind öffnen Wir für sie alle auch Unsere Arme und Unser Herz!“

Vereint mit dem Heiligen Vater beten wir katholischen Christen in der Woche vom 18. bis 25. Januar um die Wiedervereinigung aller zerstreuten Kinder Gottes. Wie sollten wir da nicht auch und gerade darum beten, daß mit uns Christen, dem Gottesvolke unter dem Königtum Jesu, die Juden vereinigt werden mögen; denen dem Fleische nach unser Herr Jesus entstammt und denen ein für allemal, wie Sein Apostel Paulus an die Römische Kirche schreibt, „der Ehrentitel ‚Israeliten‘ eignet, die Annahme an Sohnes-Statt, die Glorie, die Bundesvermächtnisse, die Gesetzgebung, die Liturgie und die Verheißungen“ (Röm 9, 4 f.); jene Verheißungen, kraft welchen sie nach wie vor „Geliebte sind um der Väter willen; denn die Gnadengaben und die Berufung von seiten Gottes werden nicht rückgängig gemacht“ (Röm 11, 28 f.).

Weil Er denen, zu denen Er zuerst gekommen ist, alles erfüllen will, was Er ihnen verheißten hat, darum wartet Er auf sie durch eben jene Jahrtausende, während welcher für uns

die Gnadenzeit währt, die „Fristen der Heiden“ (Luk 21, 24), während welchen wir umkehren und als seine Zeugen wirken sollen. Wir aber wollen — wie die Kirche am Karfreitag² — bitten, daß unsere getrennten älteren Brüder erleuchtet werden, ihren Messias, gemäß der ihnen gegebenen Verheißung, zu erkennen. Und wir wollen bitten, daß wir selbst diesen als Christus von uns erkannten Jesus von Nazareth, als den Erfüller aller Verheißungen jenen glaubhaft bezeugen mögen, statt sie durch ungeduldigen Eifer abzustoßen. Auf daß schließlich sie und wir jener auch schon ihnen zuteil gewordenen göttlichen Verheißung durch den Propheten Sophonias (3, 9) teilhaft werden, wonach Gott „den Völkern reine Lippen geben“ wird: „so daß ihm alle mit einer Schulterbeugung dienen“.

Gebet: Du, o Herr, hast Israel aus allen Völkern erwählt und unsere Väter aus all ihren Vorfahren heraus zum ewigen Erbteil angenommen und ihnen getan, wie Du verheißest hast (Esther 14, 5 f.). Gib, nach Deinem Wort durch den Propheten Sophonias, daß aller Völker Lippen gereinigt werden, so daß sie alle Deinen Namen anrufen und Dir Schulter an Schulter dienen und also nach der Verheißung unseres Herrn Jesus eine Herde sei und ein Hirte (Jo 10, 16). Durch denselben Christus, unsern Herrn. Amen.

(Mit kirchlicher Druckerlaubnis)

Erhältlich durch Dr. Gertrud Luckner, Freiburg i. Br., Werthmannplatz 4.

Zum 9. November 1958 brachte der Südwestfunk u. a. ein Gespräch mit Prof. Dr. Karl Thieme in der Abendschau des Fernsehens sowie mit Dr. Gertrud Luckner im Zeitfunk.

Radio Vaticana brachte in seiner deutschen Sendung am 28. Juli 1958 (mit Wiederholung vom 4. August) mit Gertrud Luckner ein Gespräch: „Israel — ein jüdischer Staat“ bei ihrer Rückfahrt von Israel über Rom.

Soeben erscheint im Februarheft 1959 des „Hochland“ ein Beitrag „Christen und Juden heute“ von dem Frankfurter Historiker Dr. Walter Lipgens; ein sehr positives Echo auf zehn Jahre Rundbriefarbeit; in Folge XII werden wir auf dieses Echo zurückkommen.

Strafrechtlicher Schutz gegen Antisemitismus von Prof. Dr. K. S. Bader: Der oben S. 11 vorliegende Beitrag wurde im September 1958, noch vor dem Bekanntwerden der die Öffentlichkeit stark beunruhigenden neuen Vorkommnisse, geschrieben. Nach Meinung des Verfassers bedürfen diese Fälle durchweg näherer Abklärung. Die häufig anzutreffende vor-eilige Belastung der Justiz insgesamt oder einzelner Justizorgane ist nach Meinung des Verfassers einseitig und unzulässig.

Wir freuen uns, mitteilen zu können, daß Herr Dr. theol. Georg Hüssler sich bereit erklärt hat, in den Kreis der Mitherausgeber einzutreten.

Der Zentralvorstand des Deutschen Caritasverbandes hat den Genannten als Nachfolger für den am 4. November 1958 verstorbenen Msgr. Kuno Joerges zum neuen Generalsekretär des Verbandes bestellt. — Herr Dr. Hüssler ist am 7. Juli 1921 in Einöd im Saarland geboren. Er studierte zunächst Medizin, wurde dann zum Militär eingezogen und im letzten Krieg im Vatikan interniert. Er studierte danach Theologie und promovierte an der Gregoriana zum Dr. theol. Er war kurze Zeit in Mannheim als Kaplan tätig und kam 1957 in die Zentrale des Deutschen Caritasverbandes nach Freiburg.

(Aus: „Caritas“ [60/1—2], Freiburg i. Br., S. 33.)

1 Freiburger Rundbrief (Nr. 10/11), Januar 1951, S. 3.

2 Vgl. das. Nr. 37/40 (Oktober 1957), S. 15 ff.

Die vorliegende Folge XI geht als Arbeitsmaterial jedem Religionslehrer an höheren Schulen der Bundesrepublik zu.

Die Empfänger werden gebeten, der Redaktion des Rundbriefs mitzuteilen;

1. Welche Fragen und Wünsche bei ihnen selbst durch das Studium dieses RUNDBRIEFS ausgelöst werden;
2. wie die unterrichtlich im Sinne des RUNDBRIEFS angesprochenen Schüler (bzw. durch diese Schüler eventuell auch deren Eltern) darauf reagieren,

damit womöglich schon in der nächsten Folge ein Bild dieser Reaktion sowie dessen gegeben werden kann, was daraufhin katechetisch weiter zu tun ist.

Gegen Voreinsendung der Versandkosten (DM 0.25 in Briefmarken) kann der Jubiläums-Rundbrief X (u. a. mit Beiträgen: 'Der religiöse Aspekt des Antisemitismus', 'Der neue deutsche Katechismus', 'Das Bild der alttestamentlichen Heilsgeschichte in der heutigen Katechese [anlässlich der Ecker Schulbibel]', Lion Feuchtwangers 'Josephus' und auch Folge IX. 33/36 (u. a. mit Beiträgen: 'Über die Hoffnung' von Otto Küster, 'Die Hoffnung Israels' und 'Ein Kampf um das Reformjudentum in Israel' von Hugo Bergmann, Jerusalem; 'Die Antwort des Jona', 'Briefwechsel K. Thieme — Sch. Ben Chorin', Jerusalem; 'Toleranz in christlicher und jüdischer Sicht' von Prof. Dr. A. Voegtli, 'Israel-Gebet der ökumenischen Marienschwesternschaft Darmstadt' sowie 'Literatur zum Verständnis des Alten Bundes Buches II.') noch unentgeltlich bei der Geschäftsstelle angefordert werden.

Voraussichtlich in Folge XII: Beiträge zum Thema „Rechtsschutz gegen Antisemitismus“ — „Israel und die Hoffnung der Welt“. Das III. trikonfessionelle Gespräch in der Evangelischen Akademie Berlin, 27. Februar bis 2. März 1959.

Der Rundbrief erscheint in unregelmäßiger Folge. Unkostenbeitrag für dieses Heft DM 4.— und Zustellgebühr (Folge XI Nr. 41—44) Dr. Gertrud Luckner / Rundbrief Postsparkonto Karlsruhe Nr. 65025. Bezug durch Dr. Gertrud Luckner, Freiburg im Breisgau, Werthmannplatz 4.